

AMANDA HOCKING
WATERSONG
Todeslied

AMANDA HOCKING

WaterSong

TODESLIED

Aus dem Englischen
von Anja Hansen-Schmidt
und Violeta Topalova



Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

1. Auflage 2014

© 2013 by Amanda Hocking

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel »Tidal. A Watersong Novel« bei
St. Martin's Griffin, New York.

© 2014 für die deutschsprachige Ausgabe
by cbt Verlag in der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Aus dem Englischen von Anja Hansen-Schmidt
und Violeta Topalova

Lektorat: Christina Neiske

Umschlaggestaltung: bürosüd, München,
www.buerosued.de, unter Verwendung von
eines Motivs von Gettyimages/Zena Holloway
he · Herstellung: kw

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-16161-6

Printed in Germany

www.cbt-buecher.de

EINS



Macht

Gemma gefiel es, wie er sie küsste, sein Mund hungrig und leidenschaftlich auf ihrem. Er wirkte nicht besonders stark – obwohl sie die drahtigen Muskeln unter seinem dünnen T-Shirt spüren konnte, wenn er sie fest an sich drückte –, aber seine Leidenschaft schien ihm Bärenkräfte zu verleihen.

Dabei war Kirby nicht einmal ein besonders guter Küsser. Gemma hatte beschlossen, dass sie damit aufhören musste, andere Jungs mit Alex und der Art, wie er küsste, zu vergleichen, denn gegen ihn verblassten alle anderen. Aber selbst ohne den Vergleich mit Alex war Kirby kein besonders begabter Ersatz.

Dennoch gab es triftige Gründe dafür, dass sie ein paar mal mit ihm ausgegangen war und alle ihre Dates auf dem Rücksitz seines alten Toyotas geendet hatten. Aber bisher hatten sie nur geknutscht, und Gemma hatte auch nicht die Absicht, mit ihm weiter zu gehen.

Was sie immer wieder zurück zu Kirby führte, war weder Liebe noch die Sehnsucht nach seinen Küssen. Ihr Herz

brannte immer noch für Alex, und nur für ihn. Aber sie durfte nicht mit ihm zusammen sein und sie hatte lange genug zu Hause herumgesessen und ihm nachgetrauert. Zumindest hatten das Harper und ihr Dad gesagt.

Und deshalb war sie hier bei Kirby und holte sich bei ihm eine rein körperliche Zuwendung, die sich zugleich falsch und vollkommen richtig anfühlte.

Selbst wenn Gemma rein menschlich gewesen wäre, hätten ihr diese Knutschorgien Spaß gemacht. Kirby war sexy und nett, und er brachte sie zum Lachen. Aber der Sirenenanteil ihres Wesens verzehrte sich geradezu nach körperlicher Nähe. Und wenn sie ehrlich zu sich war, dann wurde ihre Unruhe immer größer. Thea hatte ihr erklärt, dass das passieren würde, wenn sie nicht aß. Im Grunde musste sie nur vier Mal pro Jahr essen, vor den Sonnwenden und den Äquinoktien, aber je länger sie auf Nahrung verzichtete, desto unruhiger und reizbarer wurde sie.

Es gab jedoch ein paar Tricks, um den Hunger zu dämpfen. Einer davon war schwimmen, und das tat Gemma so oft wie möglich. Ein anderer Trick war, häufig zu singen, aber davor hatte Gemma zu viel Angst. Sie wollte nicht aus Versehen jemanden verzaubern.

Der dritte Trick war, den Hunger nicht zu verleugnen, sondern sich ihm hinzugeben. Und das machte sie mit Kirby. Sie küsste ihn, um sich davon abzuhalten, ihre Zähne in ihn zu schlagen.

Als er jetzt seinen Mund auf ihren presste und sie gegen die Rückenlehne drückte, regte sich etwas in ihr. Hitze stieg in ihr auf und ließ ihre Haut kribbeln, genau wie in

den Momenten, in denen ihre Beine sich in einen Fischschwanz verwandelten.

Die Sirene in ihr drängte an die Oberfläche, und es war ein seltsames, aber sehr erhebendes Gefühl, sie zurückzuhalten. Gemma, und nicht das Monster in ihr, hielt die Zügel in der Hand, und als Kirby ihren Hals küsste, blieb sie sicher an der Grenze zwischen Mensch und Sirene stehen.

Erst als seine Hand sich unter ihren Rock stahl und über die weiche Haut ihres Oberschenkels glitt, brachte Gemma die Sirenenlust in ihr zum Schweigen. Ihre Haut hörte auf zu kribbeln, die Hitze in ihr erlosch. Sie setzte sich auf und schob Kirby sanft von sich weg.

»Oh, entschuldige«, stammelte Kirby schwer atmend und wich zurück. »Bin ich zu weit gegangen?«

»Du kennst die Regeln«, erwiderte Gemma achselzuckend und strich ihren Rock glatt. »Weiter will ich nicht gehen.«

»Sorry.« Er zog eine Grimasse und strich sich das dunkle Haar aus der Stirn. »Ich habe mich kurz vergessen. Wird nicht wieder passieren.«

Gemma lächelte ihn an. »Schon okay. Ich weiß, dass du beim nächsten Mal besser aufpassen wirst.«

»Heißt das, es gibt ein nächstes Mal?«

Kirby kniete auf dem Sitz, seine blauen Augen funkelten. Er sah aus wie ein Model – schlank, mit ebenmäßigen, markanten Gesichtszügen –, aber er war auch ein wirklich netter Junge.

Die Verehrung, mit der er sie behandelte, hatte wahrscheinlich mehr mit ihrem Sirenenwesen zu tun als mit tiefen Gefühlen für Gemma selbst. Sie hatte nicht für ihn

gesungen, also war er nicht ihr Liebessklave. Aber ihre Erscheinung verlieh ihr ebenfalls eine Macht, der Jungs sich nur schwer entziehen konnten.

Kirby war ein paar Jahre älter als sie, aber sie kannte ihn noch aus der Schule. Trotz seiner Attraktivität und Beliebtheit war er zu den anderen Kids immer freundlich gewesen. Seit sie miteinander ausgingen, hatte er noch nie ein böses Wort über andere verloren, und es kam ihm gar nicht in den Sinn, ihr nicht zu gehorchen.

Und genau das war es, was Gemma immer wieder zu ihm hinzog: Er war harmlos.

Sie mochte ihn, aber nicht zu sehr. Der magische Funke, der dazu geführt hatte, dass sie sich in Alex verliebt hatte, war nirgendwo zu finden. Wenn Gemma mit Kirby zusammen war, hatte sie die komplette Kontrolle über ihre Gefühle, über das Monster in ihr, sogar über ihn. Sie würde ihn niemals verletzen und er konnte auch sie nicht verletzen.

»Ja, es gibt ein nächstes Mal«, sagte Gemma.

Er grinste breit. »Cool. Ich würde mir nie verzeihen, wenn ich die Sache mit dir versae.«

»Du wärest überrascht darüber, was man sich alles verzeihen kann«, murmelte Gemma.

»Wie bitte?«, fragte Kirby.

»Ach, nichts.« Sie schüttelte den Kopf und zwang sich zu einem Lächeln. »Wie sehe ich aus?«

»Wunderschön, wie immer.«

Gemma lachte. »Nein, ich will wissen, ob mein Make-up verschmiert ist und ich aussehe, als hätte ich gerade auf dem Rücksitz eines Autos herumgeknutscht.«

Kirby beugte sich vor, inspizierte ihr Make-up und gab ihr einen schnellen Kuss. »Nö. Alles perfekt.«

»Danke.« Gemma fuhr sich mit der Hand durch ihre dunklen, welligen Haare. Im Licht der Straßenlaterne leuchteten die goldenen Strähnen darin auf.

»Wir sind also immer noch kein offizielles Paar, stimmt's?«, fragte Kirby. Er lehnte sich zurück und beobachtete, wie Gemma ihre Kleidung wieder in Ordnung brachte.

»Nur noch heute«, sagte sie. »Morgen endet mein Hausarrest endlich.«

»Schade eigentlich«, erwiderte Kirby. Als sie ihn fragend anschaute, fuhr er fort: »Es ist irgendwie scharf, sich heimlich zu treffen und ständig Angst zu haben, erwischt zu werden.«

Gemma lachte und Kirby schloss verzückt die Augen. Sosehr sie darauf achtete, nie in seiner Nähe zu singen, um ihn nicht mit einem Zauber belegen, so konnte sie doch nicht verhindern, dass auch ihre Stimme und sogar ihr Lachen einen enormen Effekt auf ihn hatten.

»Du bist süß, wenn du den Bad Boy spielst«, neckte sie ihn.

»Hey. Ich bin ganz schön gefährlich.«

Er ließ seine Muskeln spielen und sie beugte sich vor und küsste ihn. Kirby schloss sie in die Arme und versuchte, sie wieder an sich zu ziehen, aber sie machte sich von ihm los.

»Sorry, Kirby, aber ich muss wirklich gehen«, sagte sie. »Mein Vater wartet wahrscheinlich noch auf mich.«

»Na toll«, seufzte Kirby, aber er ließ sie los. »Sehen wir uns morgen bei der Probe?«

»Klar.« Gemma öffnete die Autotür und glitt ins Freie.
»Bis dann.«

Sie schloss die Tür und joggte die Straße entlang zu ihrem Haus. Wenn Kirby sie nach Hause brachte, parkte er immer hinter der Straßenecke, damit Gemmas Vater nicht aus dem Fenster schauen und sie beim Knutschen erwischen konnte.

Als sie an Alex' Haus vorbeiging, schaute sie stur auf den Gehweg. Sie wollte nicht hinsehen, denn es war vollkommen egal, ob sein Auto in der Einfahrt stand oder das Licht in seinem Zimmer brannte. Er wollte nichts mehr mit ihr zu tun haben und genau so sollte es sein.

Ihr eigenes Haus war dunkel, was sie als gutes Zeichen wertete.

Brian musste morgen früh zur Arbeit, also war er hoffentlich bereits zu Bett gegangen. Gemma öffnete so leise wie möglich die Haustür.

Aber sobald sie hinter ihr ins Schloss gefallen war, ging eine Tischlampe an. Gemma hätte vor Schreck beinahe aufgeschrien.

»Um Gottes willen, Harper!« Gemma legte sich die Hand auf die Brust und lehnte sich gegen die Haustür.
»Was soll denn das?«

»Ich wollte mit dir reden«, erklärte Harper.

Sie hatte den Sessel ihres Dads so verschoben, dass er zur Tür zeigte, und saß mit vor der Brust verschränkten Armen darin. Ihr langes, dunkles Haar war zu einem unordentlichen Knoten zusammengefasst und sie trug ihre uralte rosa-farbene Pyjamahose, was ihre einschüchternde Pose komplett ruinierte.

»Dafür hättest du dich doch nicht wie ein irrer Serienmörder im Dunkeln verstecken müssen.« Gemma zeigte auf die Lampe neben Harpers Sessel. »Du hast mich zu Tode erschreckt.«

»Gut.«

»Gut?« Gemma verdrehte mit einem Stöhnen die Augen. »Echt jetzt? Wird das wieder so ein Gespräch?«

»Was soll denn das heißen?«, fragte Harper.

»Die Art von Gespräch, die man auch Gardinenpredigt nennt.«

»Ich will dir keinen Vortrag halten«, erwiderte Harper beleidigt. »Es ist nur ...«

Sie holte tief Luft und setzte von Neuem an. »Es ist schon nach zehn Uhr, und deine Probe hätte schon um acht enden sollen. Zu deinem Glück vertraut Dad dir wieder, aber ich weiß genau, dass die Probe pünktlich aus war.«

»Weil Daniel mir nachschnüffelt«, murmelte Gemma und starrte auf den abgetretenen Läufer zu ihren Füßen.

»Daniel ›schnüffelt‹ dir überhaupt nicht nach!«, erwiderte Harper empört. »Ich weiß es, weil ich am Theater vorbeigefahren bin und keine Autos mehr dort standen. Und deinem Make-up und diesem lächerlich kurzen Rock nach zu urteilen ...«

»Der ist überhaupt nicht zu kurz«, knurrte Gemma, zog den Saum aber in Richtung Knie.

»... muss ich ja wohl davon ausgehen, dass du dich mit einem Typen herumtreibst«, fuhr Harper fort. »Weißt du nicht, wie gefährlich das für dich ist? Natürlich weißt du das. Die Sirenen töten Jungs, das hast du mit eigenen Augen gesehen.«

Gemma starrte zu Boden. Sie hatte ihrer Schwester immer noch nicht erzählt, dass auch sie schon mal einen Mann getötet hatte. Er war im Begriff gewesen, sie zu vergewaltigen, und das hatte dazu geführt, dass Gemma sich in das Monster verwandelt hatte. Aber der eigentliche Grund, aus dem sie ihn getötet hatte, war, dass es nötig gewesen war. Um als Sirene zu überleben, musste sie fressen.

Im Laufe der vergangenen vier Wochen, die Gemma wieder zu Hause verbracht hatte, und nach dem Deal mit Penn, war Harper zu der Überzeugung gekommen, dass die Sirenen sich dadurch ernährten, dass sie junge Männer töteten und ausweideten. Allerdings hatte sie Gemma bisher noch nicht direkt gefragt, ob sie selbst auch schon einen Menschen getötet hatte, also hatte Gemma es ihr auch nicht erzählt. Was Harper aber sicherlich wusste, war, dass auch Gemma früher oder später morden musste, um nicht selbst zu sterben.

»So ist es nicht«, seufzte Gemma. »Der Typ arbeitet an der Theaterproduktion mit und wir haben uns ein paarmal getroffen. Es ist nichts Ernstes.«

»Der Typ?« Harper zog eine Augenbraue hoch.

»Kirby Logan«, sagte Gemma.

»Der ist nett.« Harper schien sich ein bisschen zu entspannen. Wahrscheinlich kannte sie ihn auch aus der Schule. »Aber das bedeutet nicht, dass du mit ihm herumziehen solltest. Er ist zu alt für dich ...«

»Echt jetzt, Harper?«, schnaubte Gemma. »Ich bin ein mythisches Monster, und du hast ein Problem damit, dass er drei Jahre älter ist als ich?«

»Nein, eigentlich ...« Harper schaute Gemma eindring-

lich an. »Es gibt eine Million Gründe dafür, dich nicht heimlich mit Kirby herumzutreiben. Einer ist sein Alter, und ein weiterer ist, dass du gerade erst mit Alex Schluss gemacht hast. Aber darum geht es nicht. Der einzig wichtige Grund ist, dass du weißt, dass es falsch ist.«

»So ein Bockmist.« Gemma ließ ihren Kopf gegen die Tür fallen. »Du und Dad wart doch diejenigen, die mir ständig damit in den Ohren gelegen haben, dass ich endlich aus dem Haus gehen und etwas unternehmen soll. Also habe ich mich aufgerafft, mache seit einer Woche bei dem Theaterstück mit und habe neue Freunde gefunden. Und jetzt soll das alles wieder falsch sein?«

»Nein, Gemma. Und das habe ich auch nicht gesagt.« Harper bemühte sich, ruhig zu sprechen, um ihren Vater nicht zu wecken. »Du hast den ganzen Tag lang im Pyjama zu Hause gesessen, bist erst nachmittags aus dem Bett gekrochen und hast weder geduscht noch gegessen. Ich wollte, dass du wenigstens wieder halbwegs funktionierst.«

»Und das tue ich auch. Aber hör auf, so streng zu mir zu sein. Ich kann nicht mehr an Schwimmwettkämpfen teilnehmen, weil ich so übernatürlich schnell geworden bin, dass es den anderen gegenüber nicht fair wäre. Aber mir selbst gegenüber ist es auch nicht fair. Ich habe hart trainiert, um so gut zu werden, wie ich war, und jetzt kann ich mich anstrengen, so viel ich will, es ist alles egal.«

»Es ist nicht alles egal, Gemma«, sagte Harper schnell. Ihre Stimme war weicher geworden.

»Beim Schwimmen schon«, sagte Gemma. »Ich habe das Schwimmen aufgegeben. Ich musste Alex aufgeben. Vielleicht muss ich bald auch dich und Dad aufgeben ...«

»Wir werden einen Weg finden, das zu verhindern«, sagte Harper zum millionsten Mal diesen Sommer.

Ihre Schwester hatte ihr zwar das Wort abgeschnitten, aber insgeheim war Gemma froh darüber. Sie hätte beinahe gesagt, dass sie wahrscheinlich auch ihr Leben aufgeben musste, aber darüber hatte sie mit Harper noch nicht gesprochen. Den Sirenen ging allmählich die Geduld aus, und obwohl sie Gemma gegenüber nichts davon erwähnt hatten, war sie überzeugt, dass sie bereits nach einem Ersatz für sie suchten. Es würde nicht ewig dauern, bis sie eine geeignete Kandidatin fanden, und dann würden sie Gemma aus dem Weg schaffen.

»Ich weiß nicht mehr, wer ich bin«, sagte Gemma schließlich unter Tränen. »Ich habe alles aufgegeben, was ich geliebt habe. Bitte lass mich herausfinden, was noch von mir übrig ist, okay?«

Harper atmete aus. »Okay. Aber bitte sei vorsichtig.«

»Das bin ich immer«, log Gemma, drehte sich auf dem Absatz um und eilte die Treppe hinauf. Sie konnte nicht mehr reden.

Als sie sicher in ihrem Schlafzimmer angekommen war, legte sie sich die Hand auf den Mund und weinte lautlos.

Harper glaubte, Alex sei der Grund, aus dem Gemma in den vergangenen Wochen immer depressiver geworden war, und zum Teil stimmte das auch. Die restlichen Gründe waren die Tatsache, dass ihr Traum, Olympiaschwimmerin zu werden, geplatzt war, dass sie sich damit abfinden musste, eine Mörderin zu sein, und dass ihr gesamtes Leben in Trümmern lag.

Wieder und wieder hatte Gemma sich gefragt, was sie

tun würde, wenn sie nur noch wenige Wochen zu leben hätte. Denn sie glaubte nicht, dass ihr noch viel mehr Zeit bleiben würde. Die Sirenen würden sie und Capri bestimmt nicht mehr lange ertragen.

Das Problem war nur, dass sie keine Antwort gefunden hatte. All das, was Gemma am liebsten tun wollte – mit ihren Eltern, Harper und Alex am Strand zu sitzen und in jeder freien Minute zu schwimmen –, war unmöglich.

Sie musste etwas anderes finden. Und bislang war es ihr einziger Lichtblick gewesen, Kirby zu küssen und so zu tun, als wäre alles nicht so schlimm.



Besessen

Der Wind in der Bucht kühlte Daniels nackte, von der Sonne erhitzte Haut, als er die *Schmutzige Möwe* in den Hafen lenkte. Als das Boot zum Stehen gekommen war, sprang er auf die Mole und vertäute es.

Er hatte das Tau gerade verknotet, als er hinter sich ein Plätschern hörte. Daniel seufzte tief auf. Er musste sich nicht umdrehen, um zu wissen, wer es war. Inzwischen konnte er beinahe spüren, wenn sie ihn beobachtete.

Daniel war zwar im Gegensatz zu anderen Menschen gegen den Bannzauber der Sirenen immun, aber das bedeutete nicht, dass er sich ihrem Charme vollständig entziehen konnte. Penns Ausstrahlung war stärker als alle vernünftigen Gedanken. Wenn sie in der Nähe war, schien sich die Luft zu verändern und vor Elektrizität zu knistern.

Auf dem Weg von Bernies Insel zum Festland hatte er kurz geglaubt, Penn hinter dem Boot schwimmen zu sehen. Er sah fast jedes Mal, wenn er auf dem Wasser war, neben dem Boot einen Schatten unter der Wasseroberfläche dahingleiten, der möglicherweise Penn in ihrer Fischgestalt

war. Ganz sicher war er sich bisher nicht gewesen, aber als Penn plötzlich auf dem Dock auftauchte, sah er sich in seinem Verdacht bestätigt. Sie verfolgte ihn.

»Gutes Schwimmwetter?«, fragte er.

Ein Schulterblick bestätigte ihm, dass Penn nur ihr Bikinioberteil trug, und er schaute schnell wieder nach vorne.

»Man wird dich verhaften, wenn du dich nicht anziehst«, sagte er und stand auf.

Penn kicherte. »Das bezweifle ich. Ich bin noch nie für irgendwas verhaftet worden.«

Aus dem Augenwinkel sah Daniel, wie sie ihre Bikinihose aus ihrem Oberteil zog, wo sie sie zusammengerollt aufbewahrt hatte.

Er kletterte wieder auf sein Boot und schlüpfte in das T-Shirt, das auf dem Deck lag. Als er es über den Kopf zog, hörte er Penn enttäuscht mit der Zunge schnalzen. Daniel ging unter Deck, um seine Schuhe und Socken zu holen. Die kleine Tür fiel hinter ihm ins Schloss.

Seit er auf Bernies Insel wohnte, war das Boot, seine ehemalige Wohnstatt, beinahe leer, aber paradoxerweise machte das die Suche nach seinen Schuhen nicht leichter. Auf der Fahrt waren sie gewandert, und inzwischen war unter seinem Bett so viel Platz, dass er sie schließlich darunter fand.

Er griff schnell nach ihnen und eilte dann an Deck zurück. Er traute Penn nicht und wollte sie im Auge behalten. Als er die Kajütentür aufstieß, prallte er beinahe mit ihr zusammen. Sie stand direkt am Kajüteneingang, von ihrem langen, schwarzen Haar fielen Wassertropfen auf ihre gebräunte Haut und ihre dunklen Augen funkelten.

»Hast du ein Handtuch für mich?«, fragte sie mit samtweicher Stimme.

»Warum bist du auf meinem Boot?«, fragte Daniel zurück. »Ich kann mich nicht erinnern, dich eingeladen zu haben.«

»Ich bin kein Vampir«, sagte Penn mit einem Hauch von Schärfe. »Ich brauche keine Einladung.«

»Ich habe keine Handtücher mehr an Bord«, beantwortete Daniel ihre erste Frage.

Er ging an Deck, und da sie sich nicht bewegte, schob er sich an ihr vorbei. Ihre Haut fühlte sich durch sein T-Shirt heiß an, und als er sie berührte, hörte er sie tief einatmen. Aber das war es nicht, was ihm einen kalten Schauer über den Rücken schickte – es war ihr seltsames Knurren.

Das Geräusch war nicht menschlich und hatte eine urzeitliche Wildheit. Es war leise, und Penn schien es ganz unbewusst von sich gegeben zu haben. Daniels Nackenhaare richteten sich auf.

»Ich weiß immer noch nicht, was ich mit dir machen werde«, gestand Penn seufzend und folgte ihm. »Ein Teil von mir würde dich am liebsten sofort mit Haut und Haaren fressen. Der andere Teil würde viel lieber mit dir ins Bett hüpfen.«

»Warum willst du überhaupt irgendetwas mit mir machen?« Daniel setzte sich auf einen Sitzplatz an Deck und zog seine Schuhe an.

»Ich weiß es nicht«, sagte Penn, und das schien sie zu beunruhigen.

Daniel schaute im grellen Sonnenlicht blinzeln zu ihr auf. Sie lehnte an der Bank ihm gegenüber, hatte die Beine

ausgestreckt, den Kopf auf die Reling gelegt und ihre langen Haare hinter sich ausgebreitet.

»Kennst du den Mythos von Orpheus?«, fragte Penn.

»Nein.« Daniel lehnte sich ebenfalls zurück. »Sollte ich?«

»Er ist eine sehr beliebte Figur der griechischen Mythologie«, sagte Penn. »Bekannt für seine Musikalität und seine Dichtkunst.«

»Sorry. Gedichte interessieren mich nicht«, erwiderte Daniel.

»Mich auch nicht«, sagte Penn achselzuckend. »Und seine habe ich gar nicht gelesen. Während wir zusammen waren, schrieb er kaum. Er hatte seine Musik aufgegeben und den Namen Bastian angenommen. Der ›Mythos‹ besagt, dass er nach dem Tod seiner Frau ebenfalls starb, aber in Wirklichkeit legte er nur seinen Namen ab und gab sein altes Leben auf.«

»Er ist also wie du, richtig?«, fragte Daniel. »Unsterblich oder so was?«

Penn nickte. »Richtig. Aber im Gegensatz zu den Sirenen, die ihre Unsterblichkeit einem Fluch verdanken, bekam er seine als Segen. Die Götter liebten ihn und seine Musik so sehr, dass sie ihm ewiges Leben gewährten.«

»Und warum erzählst du mir von dem Typen?«, fragte Daniel. »Was hat das mit mir zu tun?«

»Wahrscheinlich nichts.« Penn verschränkte die Beine. »Bastian und ich waren uns eine Zeit lang sehr nahe. Er gehörte zu den paar Unsterblichen, die gegen das Lied der Sirenen immun waren. Die Götter und Göttinnen waren alle immun, aber viele andere Unsterbliche – Menschen

also, die aufgrund eines Fluchs oder eines Segens ewiges Leben erlangten – waren unserem Gesang ausgeliefert. Bis auf Bastian.« Penn starrte ins Leere. Wehmut huschte über ihr Gesicht, aber sie gewann schnell wieder die Herrschaft über ihre Züge. »Na ja. Ich dachte, du seiest möglicherweise mit ihm verwandt.«

»Ich bin mir ziemlich sicher, dass in meinem Stammbaum kein Unsterblicher auftaucht.« Daniel stand auf. »Okay. War nett, mit dir zu plaudern, Penn, aber ich muss zur Arbeit. Ich habe ...«

Bevor er seinen Satz beenden konnte, hatte sie sich mit solcher Kraft auf ihn gestürzt, dass sein Rücken schmerzhaft auf das Deck knallte. Dann sprang sie auf ihn und presste ihm mit den Oberschenkeln die Arme an den Körper. Er konnte sich nicht bewegen.

Penn drückte ihm eine Hand auf die Brust und ihre rasiermesserscharfen Fingernägel gruben sich durch sein T-Shirt in sein Fleisch. Ihre andere Hand lag auf seinem Hals, aber hier war ihre Berührung weich, beinahe zärtlich.

Ihr Gesicht schwebte dicht über seinem, ihre Lippen berührten Daniels beinahe und ihre schwarzen Augen starrten ihn unverwandt an. Sie beugte sich vor und drückte ihren Oberkörper an seinen, sodass sein T-Shirt feucht wurde.

»Ich könnte dir jederzeit das Herz herausreißen«, flüsterte Penn aufreizend und streichelte sanft seine Wange. Ihre Finger kratzten durch seine Bartstoppeln.

»Das könntest du«, stimmte Daniel ihr zu und erwiderte ihren Blick. »Aber du wirst es nicht tun.«

»Irgendwann schon.« Sie musterte ihn einen Moment lang. »Irgendwann.«

»Aber nicht heute?«, fragte Daniel.

»Nein. Nicht heute.«

»Gut. Dann muss ich zur Arbeit.« Er legte ihr die Hände um die Taille, und da sie ihn als Reaktion weder kratzte noch anschrte, hob er sie hoch und setzte sie neben sich ab.

Penn schmolte. »Arbeiten ist doch ätzend.«

»Aber nur so bezahlt man Rechnungen«, sagte Daniel achselzuckend.

Er war inzwischen beim Bootsrand angelangt und wollte gerade die Gangway betreten, als Penns Hand sich um sein Handgelenk schloss. Sie bewegte sich mit übernatürlicher Schnelligkeit, und es fiel ihm schwer, sich daran zu gewöhnen.

»Geh nicht«, sagte Penn, und der flehentliche Ton ihrer Stimme ließ ihn innehalten. Sie kniete auf der Bank neben ihm und in ihren Augen stand eine seltsame Verzweiflung. Schnell blinzelte sie ihre Emotionen fort und schenkte ihm ein unsicheres Lächeln, das wahrscheinlich verführerisch wirken sollte.

»Ich muss«, beharrte er.

»Ich kann dich besser bezahlen«, sagte Penn übertrieben nonchalant.

Aber ihr Griff um sein Handgelenk war noch fester geworden. Schmerzhaft fest sogar, doch Daniel widerstand der Versuchung, sich zu befreien. Er wollte sich keine Blöße vor ihr geben.

»Was sollte ich denn für dich arbeiten?«, fragte er.

»Da würde mir schon was einfallen.« Sie zwinkerte ihm zu.

Daniel verdrehte die Augen und riss sich endlich los.

»Ich habe versprochen, die Bühnenbilder für das Theaterstück zu bauen, und ich halte mein Wort. Sie warten schon auf mich.«

»Einen Zaun!«, sagte Penn schnell, als Daniel von Bord ging. Sie blieb an Deck, lehnte sich an die Reling und sah ihn an. »Du könntest einen Zaun um mein Haus herum bauen.«

»Warum brauchst du denn einen Zaun?«, fragte Daniel, der auf dem Dock stand. Es interessierte ihn, ob sie tatsächlich einen Grund hatte.

»Was geht es dich an, wieso ich einen Zaun brauche? Ich brauche eben einen.«

»Ich bin ausgebucht.« Er wandte sich ab.

»Zehn Riesen!«, rief Penn ihm nach. »Ich bezahle dir zehn Riesen dafür, dass du mir einen Zaun baust!«

Daniel schüttelte lachend den Kopf. »Bis die Tage, Penn.«

»Wir sind noch nicht fertig, Daniel!«, brüllte Penn, aber er ging einfach weiter.



Veränderungen

Hör auf damit«, sagte Marcy, als Harper in der Bibliothek begann, den Einwurfkasten mit den zurückgegebenen Büchern zu leeren.

»Womit?« Harper drehte sich zu ihr um, einen Stapel zerlesener *Harry-Potter*-Romane in den Armen.

»Mit der Arbeit«, erwiderte Marcy knapp.

Harper verdrehte die Augen. »Edie ist schon seit Wochen wieder da. Inzwischen müsstest du dich eigentlich daran gewöhnt haben«, sagte sie. Aber sie schloss den Kasten und ließ die restlichen Bücher unberührt.

Marcy kniete auf dem Stuhl und beugte sich so weit über die Ausleihtheke, dass sie beinahe darauf lag. Ihre dunklen Augen starrten mit manischer Intensität durch ihre Brillengläser auf die Eingangstür der Bibliothek.

»Ich werde mich nie daran gewöhnen«, behauptete sie.

»Ich verstehe überhaupt nicht, wo das Problem liegt.« Harper legte die Bücher auf dem Tisch ab.

»Beweg dich«, zischte Marcy und wedelte mit der Hand, da Harper ihr offenbar die Sicht verstellte.

»Du weißt schon, dass das alles Glas ist, oder?«, fragte Harper und zeigte auf die Glastür, die sich zwischen zwei Panoramafenstern befand. »Du kannst überall durchsehen. Du brauchst deinen Blick nicht wie einen Laserstrahl auf die Tür zu fokussieren.«

»Pfft«, schnaubte Marcy.

Harper ging dennoch zur Seite, denn es war leichter, einfach den Weg zu räumen, als zu versuchen, Marcy mit logischen Argumenten zu überzeugen. »Sie wird erst in zehn Minuten hier sein. Ich verstehe nicht, warum du dich jetzt schon so aufregst.«

»Du verstehst das nicht«, sagte Marcy mit tödlichem Ernst. »Wenn ich nicht die ganze Zeit beschäftigt bin, während sie hier ist, und sie mich nur eine Minute lang hinter dieser Theke sitzen sieht, wird sie mir wieder eine Geschichte aus ihren Flitterwochen auf den Bauch binden. Und nicht mehr aufhören zu reden.«

»Vielleicht macht sie es ja absichtlich«, sagte Harper. »Du arbeitest schon seit fünf Jahren hier, stimmt's? Und in all dieser Zeit hast du insgesamt vielleicht zwei Tage ernsthaft gearbeitet – bis Edie aus den Flitterwochen zurückgekommen ist. Und jetzt bist du ein fleißiges Bienchen. Vielleicht hat sie ja endlich einen Weg gefunden, um dich zu motivieren.«

Marcy warf ihr einen bösen Blick zu. »Ich muss nach ihr Ausschau halten, damit ich mich bei ihrem Erscheinen augenblicklich auf irgendeine Arbeit stürzen kann, die mich nicht in ihre Nähe führt«, erklärte sie. »Ich verstehe ja, dass es eine wundervolle Erfahrung für sie war, die Welt zu bereisen, aber ... Es ist mir total egal, was sie erlebt hat. Und ich verstehe nicht, warum sie das nicht kapiert.«

»Menschliche Emotionen vorzutauschen war noch nie deine Stärke«, brummte Harper und begann, die Bücher einzuscannen.

»Was machst du denn da?«

»Ich buche die hier zurück, damit du sie sofort zurück in die Regale räumen kannst, wenn Edie hier ist.«

»Cool!« Marcy schenkte ihr eins ihrer raren Lächeln und schaute sie an. »Du siehst irgendwie total fertig aus. Konntest du schon wieder nicht schlafen?«

»Danke«, sagte Harper sarkastisch.

»Nein, ich meinte damit, ob gestern Abend irgendwas passiert ist?«, erklärte sich Marcy.

»Nichts Außergewöhnliches.« Harper stieß die Luft aus und pustete sich das dunkle Haar aus dem Gesicht. Sie hörte auf, die Bücher zu scannen und wandte sich Marcy zu. »Gemma geht mit einem Typen aus.«

»Einem Typen?« Marcy zog die Augenbrauen hoch. »Ich dachte, sie sei immer noch in Alex verliebt.«

»Ich weiß auch nicht«, erwiderte Harper achselzuckend. »Wahrscheinlich liebt sie ihn schon noch. Deshalb verstehe ich nicht, wieso sie mit einem anderen rummacht. Ich finde es lächerlich.«

»Hat sie noch Hausarrest?«, fragte Marcy.

»Seit heute offiziell nicht mehr«, sagte Harper. »Sie hat sich mit einem Kerl eingelassen, den sie bei den Theaterproben kennengelernt hat, und jetzt hängt sie jeden Abend mit ihm rum und ... macht Gott weiß was. Also habe ich gestern Abend auf sie gewartet.«

»Warum hast du es nicht einfach deinem Dad erzählt?«, fragte Marcy. »Sie hatte doch Hausarrest. Er hätte ihr noch

mal Hausarrest aufgebrummt und sie aus dem Stück genommen.«

»Ich will nicht, dass sie das Stück aufgeben muss. Schließlich muss sie ja irgendetwas machen.«

Ehrlich gesagt war es Harper lieber, wenn Gemma weiter Theater spielte. Daniel hatte den Job als Bühnenbildner nicht nur aus finanzieller Notwendigkeit angenommen, sondern auch, um Gemma im Auge behalten zu können. So konnte sich Harper jeden Abend wenigstens ein paar Stunden lang sicher sein, dass es Gemma gut ging. Sie wünschte nur, ihre Schwester würde ein bisschen weniger leichtsinnig handeln, was Jungs anging.

»Ich verstehe, dass sie in einer total irren Situation steckt, aber ich verstehe nicht, was gut daran sein soll, noch jemanden da mit reinzuziehen«, sagte Harper. »Sie hat mit Alex Schluss gemacht, weil sie genau weiß, wie gefährlich die Gegenwart der Sirenen für Jungs ist. Und jetzt schleppt sie dafür einen anderen Jungen an?«

»Ich dachte, die Sirenen interessieren sich nur für Alex, weil er in Gemma verliebt war«, gab Marcy zu bedenken. »Wahrscheinlich ist ihnen Gemmas neuester Flirt total egal. Vorausgesetzt, er verliebt sich nicht auch in sie.«

»Ich weiß es nicht.« Harper ließ die Schultern hängen. »Ich weiß nicht einmal mehr, was die Sirenen eigentlich wollen. Sie sind schon seit Wochen hier und wir sind keinen Schritt weitergekommen. Wir wissen immer noch nicht, wie wir den Fluch brechen sollen. Ich habe nicht die geringste Ahnung, was sie planen oder wie ich Gemma helfen kann. Am liebsten würde ich nur noch schreien und mir die Haare ausreißen«, stöhnte Harper frustriert.

Harper's Vollzeitjob, die Vorbereitungen für ihren Aufenthalt an einem College, an das sie eigentlich gar nicht mehr gehen wollte, die Sorge um ihre Schwester und die verzweifelte Suche nach einem Weg, böse Meerjungfrauen zu bekämpfen, setzten Harper unter immensen Druck. Dass sie seit Kurzem zusätzlich noch eine neue Beziehung hatte, machte das Ganze auch nicht leichter.

Marcy schnippte plötzlich mit den Fingern und Harper zuckte zusammen.

»Natürlich!«, verkündete Marcy. »Du solltest mit Lydia reden.«

»Was sollte ich?«

»Ich wollte dir das schon lange sagen«, erklärte Marcy. »Aber ich vergesse es immer wieder. Die Sache mit Edie bringt mich ganz durcheinander.«

»Hör endlich auf, dich wegen Edie so zu stressen, Marcy«, sagte Harper. »Sie ist deine Chefin und du solltest dich langsam an sie gewöhnen.«

Marcy rümpfte bei dem Gedanken an ihre Vorgesetzte die Nase und fuhr dann mit ihrer Geschichte fort. »Ich war gestern auf Facebook ...«

»Moment. Du hast eine Facebook-Seite?«, unterbrach Harper. »Seit wann denn das? Ich dachte, du seiest aus Überzeugung total dagegen.«

»Nein. Ich habe nur gesagt, Facebook zu nutzen, um Fotos von meiner Katze mit unwitzigen, falsch geschriebenen Kommentaren in Großbuchstaben zu posten, sei gegen meine Überzeugung«, korrigierte Marcy. »Facebook kann auch ganz nett sein. Ich spiele gerne die Spiele, bei denen man Blumen gießen muss, und ich halte den Kontakt zu alten Freunden.«

»Ich weiß wirklich nicht sehr viel über dich«, stellte Harper fest.

»Stimmt.« Marcy nickte. »Aber worauf ich eigentlich hinauswollte, ist, dass ich gestern mit einer alten Freundin geschattet habe. Ich hatte den Kontakt zu ihr jahrelang verloren, aber inzwischen betreibt sie offenbar einen Buchladen in Sundham. Sie hat sicherlich ein paar Bücher, die dir mit den Sirenen weiterhelfen können. Außerdem kennt sie sich auf dem Gebiet ziemlich gut aus.«

»Auf welchem Gebiet?«, fragte Harper vorsichtig.

»Vampire pfählen, Dämonen töten, Tote auferwecken. So was eben«, sagte Marcy achselzuckend.

»Sie kann Tote aufwecken?« Harper war zu müde, um ihre Skepsis zu verbergen.

»Nein, sie nicht«, sagte Marcy trotzig und drehte sich auf ihrem Stuhl herum. »Aber wenn ich so etwas vorhätte, würde ich mich an sie wenden.«

Harper wandte sich wieder ihren Büchern zu und überlegte, wie sie Marcy möglichst taktvoll beibringen konnte, dass sie nicht interessiert war. Denn eigentlich unterstützte Harper es nach Kräften, wenn Marcy alle Jubeljahre mal nicht nur an sich dachte.

»Marcy ... Ich finde es toll, dass du versuchst, mir zu helfen. Das ist wirklich lieb von dir. Aber ...«

»Aber was? Du hast einen besseren Plan?«, fragte Marcy spitz. »Oder überhaupt irgendeinen Plan? Oder eine Idee? Irgendeine Ahnung?« Harper schürzte die Lippen und schwieg. »Siehst du. Meine Idee ist vielleicht ein bisschen weit hergeholt, aber immer noch besser als gar keine.«

»Du hast recht«, lenkte Harper ein und lächelte Marcy

an. »Hast du am Wochenende schon was vor? Wenn der Buchladen offen hat, könnten wir hinfahren.«

»Ja«, nickte Marcy. »An die Fahrt nach Sundham solltest du dich sowieso gewöhnen, schließlich gehst du ziemlich bald dort aufs College.«

»Falls ich aufs College gehe«, erinnerte Harper sie.

»Oh Mist, da ist sie«, seufzte Marcy.

Sie sprang von ihrem Stuhl auf, packte den Stapel Bücher, den Harper gerade eingescannt hatte, und hechtete zu den Regalen, um sie einzuräumen. All das geschah innerhalb der paar Sekunden, die Edie brauchte, um die Tür zu öffnen und die Bibliothek zu betreten.

»Hallo, Mädels«, sagte sie fröhlich und kam auf die Theke zu.

Edie gehörte zu den Frauen, die es schafften, zugleich schön und schäbig auszusehen. Sie war groß und schlank, hatte blondes Haar, hohe Wangenknochen und volle Lippen, und, wenn man bedachte, dass sie schon über vierzig war, hatte sie sich sehr gut gehalten.

Aber sie versteckte sich unter langen Walleröcken, Rüschenblusen und tonnenweise Perlenschmuck. Ihre Augen waren von einem hübschen Blau, aber hinter ihrer dicken Hornbrille kaum zu erkennen.

»Hallo, Edie«, rief Marcy. Sie war so klein, dass ihr der Stapel Harry-Potter-Bücher bis ans Kinn reichte und sie beinahe umkippte, als sie sich Edie zuwandte, um sie zu begrüßen. »Leider keine Zeit für ein Schwätzchen. Muss Bücher einordnen und so.«

»Und wie geht es dir an diesem wunderschönen Morgen?«, fragte Edie Harper, als sie hinter die Theke kam. Sie

ließ ihre riesige Handtasche fallen, die mit lautem Klimpern auf der Tischplatte landete.

»Gut«, log Harper und wich ihrem Blick aus.

»Bist du krank?«, fragte Edie besorgt und berührte flüchtig Harpers Wange. »Deine Haut ist kühl, also hast du zumindest kein Fieber.«

»Ich hab gestern Nacht nicht gut geschlafen«, sagte Harper und wich von Edie zurück.

Sie wollte ihrem durchdringenden Blick entkommen, aber weil sie nicht unhöflich sein wollte, begann sie hastig, ein paar Formulare auf der Theke durchzusehen.

»Zu Hause alles okay?«, fragte Edie.

»Ja. Ich kann einfach nicht schlafen.«

»Weißt du, was sofort dagegen hilft?«, fragte Edie. »Tee. Ich weiß, das klingt wie ein Ammenmärchen, aber es funktioniert wirklich! Ich hatte nie viel für Tee übrig, aber als wir in England waren, gab es ihn zu jeder Mahlzeit. Und jetzt trinkt Gary jeden Abend eine Tasse. Sonst kann er auch nicht schlafen.«

»Ich werde es mir merken«, sagte Harper.

»Das solltest du wirklich.« Edie lehnte sich gegen die Theke und verschränkte die Arme locker vor der Brust. »Man kann von fremden Kulturen so vieles lernen. Gary und ich sind als viel gesündere, weisere Menschen von unserer Hochzeitsreise zurückgekehrt ...« Und Edie begann, aufzuzählen, was sie auf ihren Reisen gelernt hatte.

Marcy schielte hinter einem Bücherregal hervor und warf Harper einen »Ich-hab's-dir-doch-gesagt«-Blick zu. Aber Harper hatte von Anfang an gewusst, was sie erwartete, und sie konnte ihrer Chefin ihr enormes Mitteilungs-

bedürfnis nicht übel nehmen. Edie hatte auf ihrer Reise großes Glück gefunden und wollte so lange wie möglich daran festhalten. Das konnte Harper ihr nun wirklich nicht vorwerfen.

»Das stimmt«, sagte sie daher, als Edie eine Redepause einlegte. Dann drehte sie sich schnell zu ihr um und lächelte sie strahlend an. »Du, Edie, mein Dad hat schon wieder sein Mittagessen zu Hause vergessen. Könnte ich ein bisschen früher Pause machen und es ihm bringen?«

»Natürlich«, sagte Edie. »Aber wie soll er bloß zurechtkommen, wenn du aufs College gehst? Ich weiß ja nicht einmal, wie wir hier ohne dich zurechtkommen sollen.«

Harper erwiderte nichts. Sie eilte ins Büro und holte die Papiertüte mit dem Essen ihres Vaters aus dem Kühlschrank, bevor Edie ihr noch mehr Anekdoten von ihrer magischen Reise in ferne Länder erzählen konnte.

Dann ging Harper zu ihrem Auto. Auf dem Weg warf sie einen Blick in Richtung Pearl's Bistro gegenüber. Seit die Sirenen im Juli zurück nach Capri gezogen waren, hatte sie sich daran gewöhnt, Penn, Lexi und Thea an einem Fenstertisch sitzen und Milchshakes trinken zu sehen. Penn starrte die Passanten dabei immer mit dem Blick einer hungrigen Löwin an.

Heute war der Tisch unbesetzt. Wenigstens etwas.

Harper gefiel es überhaupt nicht, mit den Sirenen reden oder ihnen irgendwo begegnen zu müssen, auch wenn sie eine vorübergehende Einigung erzielt hatten. Sie waren böse und jagten ihr eiskalte Schauer über den Rücken.

Unglücklicherweise währte ihre Erleichterung nur kurz. Als sie auf ihr Auto zuging, sah sie lange, nackte Beine

über die Motorhaube baumeln. Harper verlangsamte ihre Schritte. Kurz überlegte sie, ob sie in die Bibliothek zurückgehen sollte, aber dann entschied sie sich dagegen. Sie würde nie mehr vor den Sirenen davonlaufen.

Lexi fläzte sich bequem auf der Motorhaube von Harpers Ford. Sie hatte den Kopf an die Windschutzscheibe gelehnt und ihr langes, goldenes Haar breitete sich auf dem Glas aus. Ihr kurzer Rock war so weit hochgerutscht, dass das heiße Metall der Motorhaube ihr eigentlich die Haut hätte verbrennen müssen. Aber Lexi schien es gar nicht zu bemerken.

»Kann ich dir helfen?«, fragte Harper und ging zur Fahrertür.

»Nö«, sagte Lexi in ihrem üblichen melodischen Gesang. »Ich tanke nur ein bisschen Sonne.«

Harper schloss die Tür auf und öffnete sie. »Und ganz zufällig bräunst du dich auf meiner Motorhaube?«

»Jepp.«

»Ich fahre jetzt weg, also solltest du dir vielleicht einen anderen Platz suchen«, sagte Harper und stieg ein.

Lexi rührte sich jedoch nicht von der Stelle, nicht einmal, als Harper den Motor anließ. Wenn auf der Straße und in den Läden keine Zuschauer gewesen wären, hätte Harper mit Lexi auf der Motorhaube Vollgas gegeben. Und wenn sich die Sirene dabei verletzt hätte, wäre das der erste Lichtblick des Tages gewesen.

Aber sie waren nicht allein, und wenn sie Lexi von der Motorhaube warf und sie dann überfuhr, würde sie wahrscheinlich verhaftet werden. Also ließ sie nur den Motor aufheulen und kurbelte das Fenster herunter.

»Komm schon, Lexi«, sagte Harper im Befehlston. »Geh runter von meinem Auto. Ich muss los.«

»Reg dich doch nicht so auf«, erwiderte Lexi. »Du hättest bloß fragen müssen.«

Sie setzte sich auf, drehte sich zu Harper um und schaute sie durch die Windschutzscheibe an. Dann hob sie ihre Sonnenbrille an und enthüllte, dass ihre normalerweise türkisblauen Augen jetzt so gelbgrün waren wie die eines Adlers. Ihre Lippen verzogen sich zu ihrem verführerischen Lächeln, aber statt ihrer normalen Zähne entblößten sie Raubtierfänge.

Harper schluckte mühsam und hupte dann laut. Lexi lachte perlend und melodios, und ihre Gesichtszüge verwandelten sich wieder in die einer makellosen Schönheit zurück. Immer noch lachend glitt sie von der Motorhaube und Harper raste so schnell sie konnte davon.

Seit ein paar Wochen herrschte zwar ein unsicherer Waffenstillstand mit den Sirenen, aber sie hatten Harper, Gemma und auch Daniel nicht gerade in Ruhe gelassen. Besonders Lexi hatte die unangenehme Angewohnheit, aus dem Nichts aufzutauchen und sie daran zu erinnern, was für ein Monster sie wirklich war.

Es war, als wollten die Sirenen sie davor warnen, sich in Sicherheit zu wiegen, weil sie jederzeit ausrasten und sie alle umbringen konnten.

Als Harper zu den Docks fuhr, bemühte sie sich, ihre Begegnung mit Lexi zu vergessen. Inzwischen sollte sie sich eigentlich daran gewöhnt haben, aber diese rasiermesserscharfen Zähne jagten ihr jedes Mal kalte Angst ein.

Sie fuhr so nah wie möglich an die Docks heran, parkte

und stieg aus. Dann holte sie tief Luft und schüttelte das letzte bisschen Gänsehaut ab.

Auf dem Weg zu ihrem Vater kam sie an Daniels ehemaligem Anlegeplatz vorbei. Er vertäute sein Boot nicht mehr hier, weil er inzwischen nicht mehr darauf lebte. Er wohnte auf Bernies Insel, und die *Schmutzige Möwe* ankerte beim Bootshaus. Er brauchte sein Boot, um zwischen Festland und Insel hin und her zu fahren, aber dort wurden die Anlegeplätze stundenweise vermietet und waren viel billiger.

Wenn sie zum Hafen kam, wo ihr Vater Frachtkähne be- und entlud, ging sie normalerweise zum Büro des Vorarbeiters und ließ ihren Dad ausrufen. Doch als sie gerade an die Türklinke fassen wollte, öffnete sich die Tür und Alex kam aus dem Büro.

»Oh, hi! Hallo«, sagte Harper gezwungen fröhlich.

»Hi.« Alex schaute sie nicht einmal an.

Er hatte vor ein paar Wochen angefangen, im Hafen zu arbeiten. Brian hatte Harper zwar davon erzählt, aber sie sah ihn heute zum ersten Mal hier. Im Grunde hatte sie ihn kaum zu Gesicht bekommen, seit er mit Gemma Schluss gemacht hatte. Sein Anblick überraschte sie.

Die harte Arbeit im Hafen hatte ihn körperlich verändert. Er trug einen grauen Arbeitsoverall mit hochgekrem-pelten Ärmeln, der über seiner Brust spannte.

Seine Schultern wirkten breiter als vorher. Alex hatte schon seit einiger Zeit durchtrainiert gewirkt, aber inzwischen sah er aus wie ein Leistungssportler.

Seine dicken Arbeitshandschuhe steckten in der Ge-säßtasche seines Overalls und seine Hände wirkten rau und schwierig. Früher hatte er sich nur beim Videospiele

Hornhaut geholt, aber nach nur wenigen Wochen im Hafen sahen seine Hände schon fast aus wie Brians.

Alex wandte den Blick ab und starrte auf einen Kahn hinter Harper. Sein braunes Haar lockte sich über seinem Kragen und seine dunklen Augen blickten grimmig. Auch sein Gesicht wirkte härter, aber das konnte natürlich daran liegen, dass er den ganzen Tag in der Sonne arbeitete. Auf jeden Fall hatte er sich verändert.

»Wie ... wie geht's denn so?«, stammelte Harper. »Arbeitest du gerne hier? Mein Dad sagt, du machst dich sehr gut.«

»Es ist okay.« Er starrte auf seine Stahlkappenstiefel und sagte nichts weiter.

»Gut, gut.« Harper hielt ihm Brians Essenstüte entgegen. »Ich bringe meinem Dad sein Mittagessen.«

»Ich habe schon gegessen.«

»Ja?«, fragte Harper. »Cool.« Sie schaute sich um, in der Hoffnung, ihren Dad oder sonst jemanden zu sehen, der diesem Gespräch Leben einhauchen könnte. »Seit wann arbeitest du hier?«

»Seit drei Wochen.«

»Ja? Toll. Hier kannst du dir eine Menge Geld fürs College verdienen.«

»Ich gehe nicht aufs College«, erwiderte Alex sachlich.

»Was?« Harper beugte sich vor. Hoffentlich hatte sie ihn unter dem Hafelärm missverstanden. »Du gehst doch auch auf die Sundham University, oder nicht?«

»Nein.«

Harper war verwirrt. Warum hatte er sich plötzlich umentschieden? Alex und Harper planten schon seit Jah-

ren, auf dasselbe College zu gehen. Sie würden zwar unterschiedliche Fächer studieren, aber da sie beide in eine neue Stadt ziehen mussten, stellten sie es sich schön vor, dort jemanden zu kennen.

Außerdem war Sundham nicht allzu weit weg.

»Was ist denn aus deinen Plänen geworden?«, fragte Harper. »Du wolltest doch Meteorologie und Astronomie studieren.«

»Hab einfach keinen Bock mehr drauf.« Alex' Mund zuckte, und er betrachtete einen großen Frachtkahn, der langsam in die Bucht einfuhr. »Ich arbeite jetzt hier.«

»Okay.« Harper lächelte und versuchte, verständnisvoll zu wirken. Aber in Wirklichkeit machte sie sich große Sorgen um ihn. »Hat Dad dir erzählt, dass Gemma jetzt Theater spielt?«

»Gemma ist mir egal, und was sie macht auch«, zischte Alex in so hasserfültem Tonfall, dass Harper zusammenzuckte.

»Oh. Sorry.«

»Ich muss jetzt wirklich weiterarbeiten.« Alex schaute sie zum ersten Mal direkt an und wandte dann sofort wieder den Blick ab. »Hat mich gefreut, dich zu sehen.«

»Ja, mich auch. Und falls du mal Lust hast, was zu machen ...«, sagte Harper, aber er lief bereits weg. »Dann bin ich gleich nebenan. Du kannst mich jederzeit anrufen!« Aber er drehte sich nicht noch einmal zu ihr um.



Das Paramount

Nach dem Gespräch vom Dienstagabend hatte Gemma Harper gemieden. Das war jetzt anderthalb Tage her, und Gemma wusste, dass sie bald wieder mit ihrer Schwester reden musste. Aber sie wollte noch einen letzten Morgen ohne Gardinenpredigt genießen.

Also schlief sie absichtlich lange und kam erst aus ihrem Zimmer, als Harper schon zur Arbeit gegangen war. Dann erledigte Gemma ein paar Hausarbeiten und bereitete sich darauf vor, zur Probe aufzubrechen, bevor Harper wieder nach Hause kam. Natürlich schaffte sie es trotzdem, zwischendurch eine halbe Stunde lang ihrem neuesten Laster zu frönen: *Judge Judy* zu schauen. Während ihrer depressiven Phase der vergangenen Wochen war Gemma süchtig nach Reality-TV geworden. Inzwischen hatte sie sich das Dauerglotzen zwar wieder abgewöhnt, aber *Judge Judy* war sie treu geblieben.

Nach der Sendung duschte sie und zog sich an, während der Fernseher weiter lief. Als Gemma wieder nach unten kam und ihre Haare zu einem losen Pferdeschwanz band,

sah sie, dass das reguläre Programm durch eine Nachrichtensondersendung unterbrochen worden war. Ihr sank das Herz in die Kniekehlen.

Sie rannte den Rest der Treppenstufen hinab, verlangsamte aber ihre Schritte, als sie das Wohnzimmer betrat.

Ein attraktiver junger Millionenerbe war spurlos verschwunden und die Story wurde von allen Medien ausgeschlachtet.

»Und jetzt unsere Top-Story von heute. Am Donnerstag, den 5. August hat die örtliche Küstenwache offenbar Sawyer Thomas' Jacht vor einer Bahamas-Insel entdeckt«, sagte die Nachrichtensprecherin. »Wir haben noch keine offizielle Bestätigung erhalten und schalten live zur Bergungsstelle. Rettungstaucher durchsuchen die Jacht, aber bislang gibt es keine Informationen darüber, ob an Bord Leichen gefunden wurden. Sicher ist, dass sich niemand Lebendes an Bord befindet.«

Auf dem Schirm erschien ein wunderschöner Strand, weißer Sand vor azurblauem Meer. Ein großes Boot war vor der Küste gekentert. Hubschrauber kreisten darüber und von mehreren kleineren Booten um die Jacht herum sprangen Taucher in schwarzen Neoprenanzügen ins Wasser.

Der Lauftext am unteren Bildschirmrand lieferte noch einmal alle Informationen zu dem Fall. *Sawyer Thomas, 25, wird seit Ende Juli vermisst. Für sachdienliche Hinweise hat die Familie Thomas eine Belohnung in Höhe von 2 Millionen Dollar ausgesetzt.*

Während die Taucher das Wrack durchsuchten, erschien in einem Rahmen in der Bildschirmecke ein Foto von Sawyer. Er grinste breit, die obersten Knöpfe seines weißen

Hemdes standen offen und seine blauen Augen strahlten sogar auf dem kleinen Foto.

Gemma schaltete den Fernseher aus. Sie sah sein Gesicht so oft in ihren Albträumen, dass sie nicht auch noch in wachem Zustand an ihn erinnert werden wollte.

Gemma hatte Sawyer nicht getötet – nicht mit ihren eigenen Händen. Aber sie fühlte sich trotzdem für seinen Tod verantwortlich. Er war nett zu ihr gewesen, also hatte sie versucht, ihm dabei zu helfen, den Sirenen zu entkommen. Aber sie hätte sich nicht einmischen dürfen. Wenn sie ihn in Ruhe gelassen hätte, wäre er vielleicht noch am Leben.

Natürlich war Lexi vollkommen wahnsinnig und hatte Sawyer das Herz ohne jeden Anlass aus dem Leib gerissen, also war es sehr wahrscheinlich, dass sie ihn früher oder später ohnehin getötet hätte. Aber das änderte nichts an der Tatsache, dass Gemma ihn nicht gerettet oder mit sich genommen hatte, als sie von den Sirenen geflohen war. Sie hatte gewusst, dass er sich in Gefahr befand, aber sie hatte ihm nicht beigestanden.

Gemma hoffte, die Suche nach Sawyers Leiche würde bald Erfolg haben. Nicht nur, weil sie sein Gesicht dann nicht mehr überall sehen musste, sondern auch, damit seine Familie von ihm Abschied nehmen konnte. Sollte sie die Hotline anrufen? Aber was sollte sie sagen? Dass sie gesehen hatte, wie ihm ein Monster das Herz herausriss, während über ihnen Feuerwerkskörper explodierten? Sie wusste nicht einmal, was aus Sawyers Leiche geworden war. Nachdem Lexi ihn getötet hatte, hatte sie ihn mit einem Tritt in die Bucht befördert. Aber da er weder am Strand

noch in einem Fischernetz aufgetaucht war, hatten die Sirenen die Leiche vermutlich beseitigt. Vielleicht hatten sie sie weit aufs offene Meer hinausgebracht und ihn dort an Haie verfüttert. Vielleicht auch an Lexi. Gemma wusste es nicht, und wenn sie ehrlich war, wollte sie es auch gar nicht wissen.

Die Sirenen hatten vermutlich auch das Boot kentern lassen, um den Mord zu vertuschen. Es konnte aber auch sein, dass sie mit dem Boot einen kleinen Ausflug gemacht und dabei einen Unfall gehabt hatten. Lexi war letzte Woche ein paar Tage nicht da gewesen.

Gemma schluckte den Kloß in ihrer Kehle herunter und verdrängte den Gedanken an Sawyer. Wenn sie das Haus verlassen wollte, bevor Harper wiederkam, musste sie sich beeilen. Sie hatte also keine Zeit mehr, um Sawyer zu weinen. Außerdem hatte sie in den letzten Wochen schon viele Tränen um ihn geweint, und es hatte weder ihr noch ihm geholfen.

Das Paramount-Theater befand sich im Stadtzentrum, nur ein paar Straßen von der Stadtbibliothek und Pearl's Bistro entfernt. Zu Fuß war es ein gutes Stück von Gemmas Haus, aber sie war so früh losgegangen, dass sie ganz gemütlich schlendern konnte. Ihr Auto war immer noch kaputt und nach der Probe würde Kirby sie nach Hause fahren.

Das Theater war alt, Anfang des 20. Jahrhunderts erbaut worden. Anfangs war es sehr beliebt gewesen, aber im Laufe der Jahre hatten die Stadtbewohner das Interesse daran verloren. Das Theater wurde geschlossen und verfiel. Vor rund zwanzig Jahren beschloss eine Bürgerinitiati-

ve, es wieder zum Leben zu erwecken, und begann mit der Renovierung.

Gemmas Mutter hatte bei der Restaurierung des Theaters mitgeholfen. Nathalie war keine Fachkraft und hatte hauptsächlich gestrichen, geputzt und Spenden gesammelt. Aber sie und alle anderen hatten sehr hart gearbeitet und schließlich erstrahlte das Paramount in neuem Glanz.

Die Anzeigetafel wurde nachts beleuchtet. Im Moment stand in Großbuchstaben DER WIDERSPENSTIGEN ZÄHMUNG, 27. AUGUST darauf. Die Premiere würde in gut drei Wochen stattfinden, und dann würden sie das Stück im Laufe des Wochenendes vier Mal aufführen. Es war nicht gerade der Broadway, aber trotzdem nicht schlecht.

Das Plakat neben dem Eingang war altmodisch gestaltet und zeigte die Namen aller Schauspieler. Thea stand direkt unter Aiden Crawford. Eigentlich hätten sie sich den Spitzenplatz teilen müssen, denn sie spielten die beiden Hauptfiguren Katharina und Petruchio. Aber Aiden war außerdem noch der älteste Sohn von Bürgermeister Crawford, dem wichtigsten Mann von Capri.

Thea hatte als Erste beschlossen, bei dem Stück mitzuwirken, und Gemma war ihrem Beispiel gefolgt. Thea liebte das Theater offenbar schon lange, aber Gemma hatte hauptsächlich für eine Rolle vorgeschprochen, um in Theas Nähe zu bleiben. Nicht nur, weil sie hoffte, den Fluch irgendwie aufheben zu können, sondern auch, um die Sirenen im Auge zu behalten. Ganz abgesehen davon brauchte Gemma dringend etwas zu tun.

Sie ging an der Kasse und dem Haupteingang vorbei zu